

Włodzimierz Borodziej
Maciej Górny

DER VERGESSENE WELTKRIEG

Imperien 1912–1916



Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny

Der vergessene Weltkrieg Europas Osten 1912–1923

Band I – Imperien
1912–1916

Aus dem Polnischen
von Bernhard Hartmann

wbgTHEISS

Die polnische Originalausgabe von Bd. 1 erschien unter dem Titel
„Nasza Wojna. Imperia 1912–1916“ im Verlag Grupa Wydawnicza Foksal.
© by Grupa Wydawnicza Foksal

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg
© 2018 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Lektorat: Dirk Michel, Mannheim
Layout und Satz: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Umschlagabbildung: Erster Balkankrieg: Makedonische Rebellen um 1912. Foto: © bpk/Musée
Nicéphore Niépce, Ville de Chalon-sur-Saône/adoc-photos
Umschlaggestaltung: Harald Braun, Helmstedt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3820-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3833-4

eBook (epub): 978-3-8062-3834-1

Inhalt

Einleitung.....	7
I DIE FRONTEN	17
Kapitel 1 Der Weg zum Krieg	18
Kapitel 2 Präludium – der Balkan 1912–1913	42
Kapitel 3 Ehe noch die Blätter fallen	70
Kapitel 4 Ermattung.....	154
II DAS HINTERLAND	177
Kapitel 1 Das Hinterland oder Im Rücken der Front	178
Kapitel 2 Informationshunger.....	219
Kapitel 3 Loyalitäten	240
III DIE BESATZUNG	265
Kapitel 1 Im ersten Moment	266
Kapitel 2 Neue Ordnungen.....	308
Kapitel 3 Die zivilisatorische Mission.....	336
ANHANG	371
Karten	372
Bibliografischer Kommentar.....	375
Verzeichnis der benutzten Literatur	385
Anmerkungen	394
Verzeichnis der Exkurse	413
Abbildungsnachweis	413
Personenregister.....	414

Einleitung

Wer kennt den Ort Przasnysz (dt. Praschnitz)? Wohl nur wenige. 1914 lag die masowische Provinzstadt am südlichen Rand Ostpreußens an einem der Hauptverkehrswege zwischen Warschau und dem ostpreußischen Kernland.

Im November/Dezember 1914 sowie im Februar und Juli 1915 trafen hier in drei großen Schlachten Hunderttausende Russen und Deutsche aufeinander. In der Julischlacht gab es auf deutscher Seite 16 000, auf russischer Seite 40 000 Tote und Verwundete. Die Gesamtzahl der Toten, Verwundeten und Vermissten ist nicht bekannt, doch sie liegt sicher bei weit über 100 000. Warum also kennt kaum jemand Przasnysz?

Auf diese Frage gibt es drei Antworten und jede von ihnen ist ein Grund für das Entstehen dieses Buches.

Anders als es in Mittel- und Südosteuropa oder in Russland den Anschein haben mag, ist der Erste Weltkrieg nur östlich und südöstlich von Deutschland in Vergessenheit geraten. In Deutschland erinnern vielerorts Gedenktafeln an die Gefallenen und Vermissten des jeweiligen Dorfes oder Stadtteils und noch immer sind – wiewohl seltener – entsprechende Symbolwörter, Romantitel oder geographische Namen im Umlauf. Wie so oft in seiner Geschichte bildet Deutschland damit eine Übergangszone zwischen Ost und West, in diesem Fall zwischen dem Vergessen und dem Erinnern des Ersten Weltkriegs, der in Frankreich und Großbritannien als „Großer Krieg“ im kollektiven Gedächtnis bewahrt wird – bis heute ist der 11. November dort ein wichtiger Feier- und Gedenktag. Wer die Museen in Ypern oder Péronne besucht hat, weiß warum. Dort starben junge Belgier, Briten, Franzosen und Deutsche. Weit entfernt, bei Gallipoli, wurde das australisch-neuseeländische Armeekorps aufgerieben. Der Tag seiner Landung – der 25. April (ANZAC-Day) – ist in beiden ehemaligen britischen Kolonien inoffizieller Nationalfeiertag. Es handelt sich um europäische, eigentlich globale Gedächtnisorte, die nicht durch den Zweiten Weltkrieg verdrängt wurden. Ganz anders – zurück

in die Übergangszone – verhält es sich mit dem kleinen Museum im slowenischen Kobarid (dt. Karfreit, it. Caporetto), das an eines der größten Gemetzel des Ersten Weltkriegs erinnert, die zwölf Schlachten am Isonzo, in denen 29 Monate lang fast ununterbrochen gekämpft wurde. Kaum jemand weiß davon, doch immerhin gibt es das Museum. 2013 wurde es von knapp 50 000 Menschen besucht (Tendenz fallend), das Museum in Ypern zählte im selben Jahr fast 300 000 Besucher (Tendenz steigend).

Von den größten Schlachten der Ostfront und von den Frontlinien des Grabenkriegs auf dem heutigen Gebiet Polens, der Ukraine, Weißrusslands, Litauens, Lettlands und der Russländischen Föderation zeugen meist nur die Soldatenfriedhöfe (sofern sie erhalten blieben). Hier zeigt sich ein grundlegender Unterschied: Für die Bewohner Ostmitteleuropas ist der Erste Weltkrieg Vorgeschichte ohne Bezug zur Gegenwart. Für Franzosen und Briten ist er Teil ihrer kollektiven Identität, sie begehen den 11. November, besuchen Museen und lesen einschlägige Bücher. Für einen Ostmitteleuropäer hingegen klingt es wie ein bizarres Missverständnis, wenn der amerikanische Historiker und Diplomat George F. Kennan den Ersten Weltkrieg als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Diese Diskrepanz im kollektiven Gedächtnis spiegelt sich in der Geschichtsschreibung. Wir kommentieren unsere Lektüren am Ende des Bandes, doch schon jetzt ist festzuhalten: Man wusste zwischen 1914 und 1917 in Europa sehr wohl von der Ostfront. Auch in der Zwischenkriegszeit ging dieses Wissen nicht ganz verloren. In Österreich kannte man eine Festung mit dem unaussprechlichen Namen Przemyśl, in Deutschland kannte man den Namen Tannenberg und überall erinnerte man sich an Hunger und Lebensmittelkarten. Erst in der nachfolgenden Generation verschwand der Krieg im Osten aus dem Bewusstsein der Leser und der Historiker. Er wurde zur „unbekannten Front“ in einem entlegenen Teil des Kontinents, wo sich – außer den russischen Revolutionen – nichts Kriegesentscheidendes zugetragen hatte. In der westlichen Geschichtsschreibung spielte die russische Front – ganz zu schweigen von der serbischen, rumänischen oder griechischen – jahrzehntelang keine Rolle. Als in den 1990er Jahren eine Blütezeit der Forschung zum Ersten Weltkrieg anbrach, galt der Osten weiter als etwas Exotisches, Marginales und wurde weitestgehend ignoriert. In den letzten Jahren rückte er ins Interesse einer recht großen Gruppe hauptsächlich amerikanischer und deutscher Historiker, doch noch immer reicht die Dichte der Untersuchungen bei Weitem nicht an die Forschung zum Kriegsverlauf im Westen heran. In Polen, dem nach Russland zweitgrößten Land der Region, lassen sich – wir übertreiben kaum – die am Ersten Weltkrieg interessierten Forscher sowie die in

den letzten vierzig Jahren erschienenen Bücher zum Thema jeweils an den Fingern zweier Hände abzählen. Eine signifikante Ausnahme bilden Tagebücher und Erinnerungen, die meist zwischen 1914 und 1939 entstanden, oft in der Zwischenkriegszeit erschienen und dann bis 2014 aus diversen Gründen nicht salonfähig waren.

Die Zensur als Instrument der sozialistischen Geschichtspolitik führt uns zu einem weiteren für das Entstehen dieses Buches relevanten Aspekt. Schon in der Zwischenkriegszeit tendierten die Deutungen der jüngsten Vergangenheit in eine ahistorische Richtung. Zwar wurden die Ereignisse bis Herbst 1918 unter anderem von Militärgeschichtlern beschrieben, doch folgten die Autoren meist der vermeintlichen Logik der Geschichte (und auch dem Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Akteure), die von Beginn an auf den finalen Triumph Rumäniens, auf die Gründung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen sowie auf die Erfüllung der nationalstaatlichen Hoffnungen der Finnen, Esten, Letten, Litauer, Polen, Tschechen und Slowaken hinausgelaufen sei. Schon vor 1939 galt also der Erste Weltkrieg in Mitteleuropa als eine Art überlanger Prolog zum ersten Akt der nationalstaatlichen Geschichte. Die Kinder lernten in der Schule die Namen der Unabhängigkeitshelden, obwohl ihnen außerhalb des Klassenzimmers meist nur Veteranen der imperialen Armeen begegneten. Die tschechoslowakischen und polnischen Legionäre hatten als kleine elitäre Gruppe unverhältnismäßig großen Einfluss nicht nur auf die Politik, sondern auch auf die Darstellung der jüngsten Vergangenheit. Mitte der 1930er Jahre waren 80 Prozent der polnischen Kriegsinvaliden ehemalige russische, österreichisch-ungarische und deutsche Soldaten, nur 20 Prozent waren frühere Legionäre oder Teilnehmer des polnisch-sowjetischen Krieges. Hinsichtlich der Präsenz beider Gruppen im öffentlichen Raum waren die Proportionen wohl eher umgekehrt.¹

Nachdem 1945 die UdSSR – unmittelbar oder mittelbar – die Herrschaft über Ostmitteleuropa und einen großen Teil Südosteuropas übernommen hatte, wurden der Erste Weltkrieg und das Jahr 1918 dem Vergessen anheimgegeben. Dies war eine Aufgabe der institutionalisierten Zensur, die an die Stelle der Selbstzensur der Zwischenkriegszeit getreten war. Der Krieg galt als Episode vor der Oktoberrevolution, das Jahr 1918 als Betriebsunfall der Geschichte, weil ja in Bukarest, Riga, Warschau oder – vor allem – Prag schon damals die Kommunisten die Macht hätten übernehmen müssen. Dass es nicht so kam, erklärte man mit dem verderblichen Einfluss nationalistischer Eliten, die das Streben nach Unabhängigkeit geweckt und genutzt hätten, um das Proletariat und dessen Forderungen an den Rand zu drängen. In dieser Sichtweise verengte sich das Bild des Ersten

Weltkriegs auf die Geschichte des Verrats der nichtkommunistischen politischen Formationen – reformistischen und klerikalen, faschistischen und nationalistischen, bourgeoisen und bäuerlichen – an der Arbeiterklasse, der den Aufbau des Sozialismus westlich der Sowjetunion auf fatale Weise behindert habe.

1989 gewann das Jahr 1918 die Bedeutung zurück, die es vor dem Zweiten Weltkrieg hatte, doch der Prozess des Wiedererinnerns umfasste – noch offensichtlicher als in der Zwischenkriegszeit – nicht den ganzen Krieg. Im Gegenteil: Je stärker die postkommunistischen Demokratien ihre Identität auf die Tradition der Vorkriegseigenstaatlichkeit gründeten, desto nebensächlicher wurde alles, was nicht zu der Erzählung des heldenhaften Volkes passte, das vier Jahre lang konsequent auf die Wiedererrichtung oder Schaffung eines eigenen Nationalstaats hingearbeitet habe.

Doch das Vergessen des Ersten Weltkriegs ist nicht nur durch politische Manipulationen zu erklären. Es wäre kaum denkbar ohne einen weiteren Albtraum: den Zweiten Weltkrieg, der für die meisten Länder der Region ein noch tieferes Trauma darstellte. Angesichts des zwischen 1941 und 1945 im besetzten Jugoslawien vergossenen Bluts verblasste die Ermordung serbischer Bauern in den Jahren 1914 und 1915; der Holocaust verdrängte die Erinnerung an die Pogrome des Ersten Weltkriegs. Den Griechen müssen schon nach dem ersten Besatzungswinter (1941/42) die Erlebnisse der Jahre 1914–18 als ferne Vergangenheit erschienen sein.

Es gibt viele Orte wie Przasnysz. Weil niemand sie kennt, kann aus ihnen kein kollektives regionales Gedächtnis erwachsen. Przemyśl und Tannenberg sind heutigen österreichischen oder deutschen Abiturienten kein Begriff mehr, Franzosen und Russen waren sie es nie. Polnische Abiturienten dagegen wissen nicht, dass die wichtigsten Schlachten der Ostfront in den Jahren 1914/15 fast ausschließlich auf dem Gebiet des heutigen Polen stattfanden.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee zu einem Buch, das die Erinnerung an den Albtraum wachruft, den der Erste Weltkrieg von Riga bis Skopje darstellte. Russen, Deutsche, Finnen, Esten, Letten, Litauer, Juden, Polen, Belarussen und Ukrainer kämpften in Uniformen der zaristischen Armee, Deutsche und Polen in preußischen Uniformen. In den österreichisch-ungarischen Divisionen kämpften Slowenen, Kroaten, Bosnier, Serben, Österreicher, Deutschböhmen, Tschechen, Mähren, Schlesier, Polen, Juden, Ukrainer, Slowaken, Ungarn und Rumänen.

Es war unser Krieg.

Entgegen den Legenden waren die Kämpfe an der Ostfront nicht weniger blutig als im Westen. Hier wurden die meisten Gefangenen gemacht und die Sterb-

lichkeitsrate in den Lagern war die höchste. Die Soldaten der Imperien und Nationalstaaten, die sich hier gegenseitig töteten, unterschieden sich teils nur durch die Uniform, nicht durch Sprache, Religion oder Ethnie. Wir schildern auch Fälle von Heldentum und Tapferkeit, doch vor allem beschreiben wir Situationen und Ereignisse, die in der patriotischen Sichtweise ausgeblendet werden – die Soldaten starben sinnlos, sie glaubten nicht, ihr Leben für eine gerechte Sache zu opfern. Sie zogen in den Kampf, weil Oberleutnant oder Korporal es befahlen (diese hatten übrigens, statistisch gesehen, schlechtere Überlebenschancen als ihre Untergebenen).

Unsere Darstellung des Schicksals dieser Männer ist durch Diskussionen inspiriert, die vor zwanzig Jahren insbesondere die französische Geschichtsschreibung prägten. Damals fragten Historiker und Psychologen, wie die Soldaten die Hölle ertragen konnten, in der sie sich ab Herbst 1914 befanden, wie sie den für heutige Europäer unvorstellbaren Stress bewältigten. Die Standardantwort unterstrich die Bedeutung des Nationalstaates und der nationalen Identität: Der Gemeinschaftsgedanke habe das Durchhalten in den Schützengräben ermöglicht. Das erklärte zugleich den Zerfall Russlands, wo die nationale Identität nur punktuell und oberflächlich verwurzelt war, und mehr noch das Auseinanderbrechen Österreich-Ungarns, wo letztlich die Loyalität zur eigenen ethnischen Gruppe das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem transnationalen Imperium übertrumpfte. Dem widersprachen die Revisionisten aus dem Umkreis des Weltkriegsmuseums in Péronne: Auch die französischen Soldaten, die im Dienst eines modernen Nationalstaates standen, hätten sofort die Waffen niedergelegt, wären sie nicht zum Kämpfen gezwungen worden. Dieser Streit dauert bis heute an. Gegenwärtig dominiert die Auffassung, die Wahrheit liege – bisweilen – in der Mitte. Am ehesten trifft wohl der Begriff *endurance*, auf Deutsch so viel wie ‚Ertragen, Erdulden‘ oder ‚Aushalten‘, die Wirklichkeit der Schützengräben. An allen Fronten gab es begeisterte Soldaten, andere wurden von Vorgesetzten, Gendarmerie und Feldgerichten terrorisiert. Die meisten aber fanden sich einfach mit der neuen Lebenssituation ab, weil sie keine Wahl hatten. Sie taten mehr oder weniger gewissenhaft ihre Pflicht – ohne Begeisterung, aber auch ohne unmittelbaren Zwang.²

Anders als nach 1918 viele Historiker behaupteten, starben, streikten, erkrankten und hungerten auch die Zivilisten nicht für die jeweilige nationale Sache, sondern sie taten es, weil Nahrung, Brennstoffe, Hygienemittel und Medikamente fehlten. Dies war meist keine Folge einer blutsaugerischen Besatzungspolitik, Mangel und Gefahr verteilten sich verblüffend gleichmäßig auf die Bevölkerung

der eroberten Gebiete und die Bürger im Hinterland der Front. Auch diese Tatsache geriet in Vergessenheit, als nach Kriegsende die nationalen Geschichtsschreibungen das besondere Ausmaß der eigenen Verluste infolge der zerstörerischen, räuberischen und rücksichtslosen Politik der Besatzer herauszustellen versuchten.

Wir operieren vorsichtig mit Zahlen. Die Statistiken sind oft widersprüchlich. Viele in der Literatur anzutreffende Daten sind eindeutig falsch, werden aber immer wieder zitiert, weil den Autoren der Wille oder –seltener – die Möglichkeit zur Überprüfung fehlt. In manchen Fällen sind wir auf Schätzungen angewiesen, weil verlässliche zeitgenössische Angaben fehlen. Andere Zahlen dienen von vornherein nicht der Information, sondern der Propaganda. Wir arbeiten mit den glaubwürdigsten – und wo möglich verifizierten – Daten, die wir in ihrem jeweiligen Kontext präsentieren, ohne den sie oft nicht verständlich wären.

Seit einiger Zeit ist es Usus geworden, den Ersten Weltkrieg als totalen Krieg zu bezeichnen. Man hat zuweilen den paradoxen Eindruck, als sollten die Jahre 1914–18 durch den Nachweis ihres „totalen“ Charakters in den Rang einer ebenso großen Katastrophe wie die Zeit von 1939–45 erhoben werden. Wir halten es nicht für nötig, unseren Untersuchungsgegenstand aufzuwerten. Deshalb beziehen wir uns nicht unmittelbar auf den Begriff des Totalen. Genauso wenig möchten wir aber dem Leser eine allgemein gefasste Definition vorenthalten: Der totale Krieg übertrifft in Intensität und geografischer Reichweite alle vorangegangenen Kriege. Die Beteiligten fühlen sich nicht an Moral, Gewohnheits- oder Völkerrecht gebunden; sie folgen ihrem Hass, der ihnen zur Legitimation von Zwangsherrschaft und Verbrechen bis dahin unvorstellbaren Ausmaßes dient. Die Grenze zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung verschwimmt. Die Arbeitskraft der Zivilisten wird rücksichtslos ausgebeutet, sie liefern und produzieren kriegswichtige Rohstoffe und Waren. Nicht nur in dieser Hinsicht gleicht ihr Schicksal dem der Rekruten, die ebenfalls bis aufs Letzte ausgepresst werden: Auch die Zivilbevölkerung wird Kriegsgefahren ausgesetzt, wann immer das Militär es für notwendig hält. Ihr drohen Bomben und Artilleriebeschuss, Repressionen bis hin zur Todesstrafe, Hunger und Epidemien. Es kommt zu einer weitgehenden Angleichung des Risikos – anders gesagt: der Überlebenschancen – von Soldaten und Zivilisten. Zudem soll im totalen Krieg der Gegner nicht besiegt, sondern vernichtet werden. Der Leser mag selbst beurteilen, ob dies auf unsere Geschichte der Ostfronten und ihres Hinterlandes in Ost und West zutrifft.

Vorab eine Klarstellung: Dieses Buch ist kein klassisches militärhistorisches Werk. Wir suchen einen Mittelweg zwischen – nicht unbedingt traditionell ver-

standener – Militär- und Sozialgeschichte und wollen gleichzeitig die Entwicklung von – in einem weiten Sinne – Kultur und Wissenschaft während der Kriegsjahre nachvollziehen. Die Geschichte der ersten Kriegsjahre erzählen wir weitgehend chronologisch, doch mehr als die Abfolge der Ereignisse interessieren uns Prozesse und Einstellungen. Von ihnen handeln die ersten beiden Kapitel, die von der Geschehenschronologie abweichen. Im Krieg töten und leiden Menschen und jedes Erlebnis verändert sowohl sie selbst als auch ihre Weltsicht. Uns interessiert, wie unsere Urgroßväter und Urgroßmütter den Krieg erlebten und wie der Krieg oder Ereignisse jenseits der Kampfzonen sie prägten. Manchmal hatten wir den Eindruck, über völlig neue – oder besser: vergessene – Dinge zu schreiben. Wo immer es möglich ist, zitieren wir Zeitzeugen und handelnde Personen; diese Stimmen stehen jeweils exemplarisch für die Erfahrung einer Generation, sozialen Gruppe, kulturellen oder nationalen Gemeinschaft. Wir wollen zeigen, dass man den Krieg jahrelang als sinnlos empfand, als Albtraum oder gar Apokalypse. Aus dieser Perspektive spielt es keine Rolle, dass 1918 eine unvorhergesehene Pointe den Leiden und Entságungen einen Sinn verlieh. Nicht zuletzt diese Pointe führte ja auch zur Verfälschung der Erinnerung an den Krieg, gegen die sich unser Buch richtet.

Auch die Schwerpunkte und der Zeitrahmen unserer Erzählung weichen von traditionellen Darstellungen ab. Wir befassen uns nicht mit der Geschichte der internationalen Beziehungen. Warum nicht? Nehmen wir das spektakulärste Beispiel. Es gibt Hunderte Arbeiten über die Julikrise 1914. Die meisten davon führen den Leser in die Irre, indem sie ihm einreden, der Krieg sei unvermeidlich gewesen. Die Marxisten sahen die Ursache in Konflikten, die – angefacht von der Habgier, Selbstsucht und Furcht (vor der Arbeiterbewegung) der imperialen Wirtschafts- und Finanzeliten – den Imperialismus zerrissen. In einer anderen, lange maßgeblichen Deutung war das deutsche Streben nach globaler Hegemonie (dem „Platz an der Sonne“) der entscheidende Faktor. Manche Historiker suchten die Gründe – und damit die Schuld – im ewigen russischen Traum von der Eroberung Konstantinopels oder im Wiener Streben nach der Herrschaft über den Westbalkan. Andere vertraten die Auffassung, Serbien habe den Kriegsausbruch bewusst provoziert. Jede dieser Alleinschuldtheorien lässt sich mit Dutzenden, manchmal auch Tausenden Quellen belegen, darunter solche vom Juli 1914, auf die sich die historischen Darstellungen dieser Wochen stützten. Keine von ihnen hält eingehender Kritik stand. Keine von ihnen versucht auch nur, den Zusammenhang zwischen Vorgeschichte und Verlauf des Krieges zu erklären. Denn ein solcher Zusammenhang existiert nicht und aus diesem Grunde

sind die Julikrise und andere diplomatische Ereignisse für unsere Darstellung des Ersten Weltkriegs wenig relevant.

Den Zeitrahmen der zwei Bände bilden die Jahre 1912–23, also die Zeit von den Balkankriegen bis zum Vertrag von Lausanne. Das Hauptaugenmerk liegt auf den Jahren 1914–18, doch der Konflikt zwischen Osmanischem Reich, Serbien, Montenegro, Griechenland, Bulgarien und Rumänien ist aus unserer Sicht als Prolog von größerer Bedeutung als das diplomatische Spiel des Jahres 1914. Und natürlich endete der Krieg in Ostmitteleuropa weder mit dem Waffenstillstand vom November 1918 noch mit dem Versailler Vertrag oder den anderen „Vorortverträgen“ der Jahre 1919–20. Unter anderem deshalb ist er in den nationalen Gedächtnissen nicht mehr präsent, weil nach 1918 für Russen, Balten, Ungarn, Ukrainer, Polen, Griechen und Türken Dinge geschahen, die für die Zwischenkriegszeit wesentlich prägender waren als Gorlice-Tarnów oder Gallipoli. Die Einteilung der Bände in die Zeit bis zum Ende des Rumänien-Feldzugs und die Jahre danach ist – wie ihre Betitelung – natürlich bis zu einem gewissen Grad willkürlich, aber keineswegs ganz unbegründet: Bis Ende 1916 erlebten die Imperien schwere Erschütterungen, bleiben aber die bestimmenden Akteure. Die Mittelmächte waren – zumindest im Osten – sogar dem Sieg nahe. 1917 zerfiel das erste östliche Imperium, neue Akteure treten auf die Bildfläche.

Einer der Verfasser hält Jaroslav Hašek's *Abenteuer des guten Soldaten Švejk* für das beste literarische Werk zum Ersten Weltkrieg im Osten, der andere Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit*. Diese Vorlieben sind für die Konzeption des vorliegenden Bandes nicht ganz ohne Belang. *Švejk* und *Die letzten Tage* entstammen verschiedenen Nationalkulturen, gehören aber beide zum Erbe der Donaumonarchie. Wir bemühen uns, die Imperien im nördlichen Teil Ostmitteleuropas möglichst gleich zu behandeln (hinsichtlich der Hohen Pforte haben wir weder diesen Anspruch noch die Möglichkeiten), doch im Mittelpunkt unseres Interesses steht die Donaumonarchie. Dort kristallisiert sich über Jahrzehnte das Problem eines Vielvölkerstaats, der den Primat der transnationalen imperialen Idee über die wachsenden nationalen Ambitionen seiner Völker wahren will. Hašek und Kraus sind sich dieser Spannung bewusst, wenngleich ihre Werke nicht aus diesem, sondern aus einem entgegengesetzten Grund ins europäische Kulturerbe eingingen. Bei beiden Autoren tragen die Bestialitäten des Ersten Weltkriegs zwar oft ein ethnisches Gesicht, doch geht es ihnen nicht um die Darstellung von nationalen Charakteren. Beide Bücher handeln vom Albtraum unseres Krieges, des vergessenen Weltkriegs im Osten, und die gegensätzlichen Per-

spektiven – die deutsch-österreichische und die tschechische, die Sicht der Hauptstadt des Imperiums und die einer Provinzhauptstadt und der Front – offenbaren die ganze Bandbreite seiner vergessenen Brutalität.

Eine terminologische Anmerkung: Wenn wir von „Russen“ schreiben, ist uns natürlich bewusst, dass eine Minderheit der Soldaten in den Uniformen der zaristischen Armee anderen Nationalitäten angehörte. Aus Ermangelung besserer Begriffe und im Bewusstsein der Unzulänglichkeit dieser Lösung verwenden wir „russisch“ und „Russen“ synonym zu „zaristisch“. Mit „Monarchie“ ist durchgängig das österreichisch-ungarische Kaiser- und Königtum gemeint.

* * *

Die Idee zu diesem Buch entstand im Frühjahr 2012 in Jena, genauer gesagt im Garten des Gästehauses der Friedrich-Schiller-Universität in der Charlottenstraße 23 in Wenigenjena. Damals saßen dort drei Stipendiaten des Imre-Kertész-Kollegs beisammen – die Verfasser dieses Buches und ihr jüngerer serbischer Kollege Aleksandar Miletić.

Aleksandar, ein ausgezeichnete Kenner der Zwischenkriegszeit, konnte nicht glauben, dass sein Land im Ersten Weltkrieg derart große Verluste erlitten hatte. Maciej Górny hatte gerade die erste Fassung seiner Habilitation über die damaligen Haltungen von Intellektuellen im nichtwestlichen Europa fertiggestellt. Włodzimierz Borodziej arbeitete an einem Artikel über die Erfahrung des Ersten Weltkriegs in Mittel- und Südosteuropa. Beim abendlichen Gespräch mit dem serbischen Kollegen wurde uns klar, dass dieses Thema nicht nur in Polen auf einen Autor wartete. Und da wir gerade das Privileg eines Kollegstipendiums genossen, machten wir uns gleich an die Arbeit. Die ersten Abschnitte des Buches entstanden somit in Jena, die weiteren in Warschau.

Wir profitierten beide von Gesprächen mit anderen Stipendiaten und Mitarbeitern des Imre-Kertész-Kollegs. Besonderer Dank gebührt Viorel Achim, Jochen Böhler, Stanislav Holubec, Jurek Kochanowski, Ferenc Laczó, Elena Manová, Lutz Niethammer, Joachim von Puttkamer, Stefan Troebst, Raphael Utz und Theodore Weeks. Während unseres Aufenthalts in Jena kümmerten sich Daniela Gruber und Diana Joseph um alle organisatorischen und technischen Belange. Die jüngsten Kollegmitarbeiter leisteten unschätzbare Dienste bei der Beschaffung von Büchern und Kopien.

Überaus hilfreich waren auch die Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen, denen wir dank des Wirkens zweier verdienstvoller Forschungsgesellschaft-

ten zum Ersten Weltkrieg begegnen konnten. Die International Society for First World War Studies und das Forum Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg widmen sich ihrem Thema auch abseits runder Jahrestage.

Einen Teil des Materials, insbesondere der Illustrationen, verdanken wir der uneigennützigsten Hilfe von Grzegorz Bąbiak und Mariusz Kulik, die den Ertrag ihrer Reisen nach Paris und Moskau mit uns teilten.

Die ersten Leser von Manuskriptauszügen waren Joachim von Puttkamer, Timothy Snyder und Philipp Ther. Für die Begutachtung danken wir Piotr Szlanta und Theodor Weeks.

Die deutsche Fassung des Buches verdankt ihr Dasein und Ihre Gestalt vor allem zwei Menschen, die nicht unerwähnt bleiben dürfen: Daniel Zimmermann, der uns unendlich viel Vertrauen und Geduld geschenkt hat, und Bernhard Hartmann, der uns so gut versteht.

Allen diesen danken wir für Kommentare und Anmerkungen. Für die Schwächen des Buches tragen allein wir die Verantwortung.

I DIE FRONTEN



Kapitel 1 Der Weg zum Krieg

Die europäischen Imperien hatten das 19. Jahrhundert unterschiedlich gut überstanden, die meisten mehr schlecht als recht. Nur das einzige in dieser Zeit neu entstandene Imperium in Ostmitteleuropa – das Deutsche Reich – konnte die Jahrzehnte vor 1914 als Erfolg betrachten.

Die Landkarte Mittel- und Südosteuropas zeigt für das Jahr 1815 vier Großmächte: Preußen, Russland, Österreich und das Osmanische Reich. Wie sich bei Kriegsausbruch fast hundert Jahre später zeigt, waren die damaligen Grenzen verblüffend stabil. Deutschland grenzt auf polnischem Territorium an Russland. Österreich ist zu Österreich-Ungarn geworden, doch seine Nordgrenze hat sich nur minimal verändert, lediglich im Süden hat es sich mit der Annexion von Bosnien-Herzegowina im Jahr 1908 deutlich ausgedehnt. Die größten Veränderungen sind auf dem Balkan zu beobachten: Das Osmanische Reich hat sein europäisches Vorgelände verloren. Die Karte von 1914 zeigt mit Serbien, Montenegro, Griechenland, Bulgarien und dem ein Jahr zuvor entstandenen Albanien insgesamt sechs Nationalstaaten modernen Typs. Entlang ihrer Grenzen leben ethnische und religiöse Minderheiten, es gibt umstrittene Territorien und gegenseitige Ressentiments. Im Westen gelten die Balkanstaaten als rückständig, ihre Zivisationsindikatoren – Lebenserwartung und Säuglingssterblichkeit, Alphabetisierung, Industrialisierung und Urbanisierung – liegen weit hinter den entsprechenden Werten etwa der Niederlande oder Dänemarks.

Von den Imperien hat nur eines mit vergleichbaren Schwierigkeiten zu kämpfen: Russland. Seit Langem ist es der größte Staat der Welt, es reicht von Lodz, dem „Manchester des Ostens“, bis zum Pazifik. Seit Langem gehört es auch dem exklusiven Club der Großmächte an. Gleichzeitig ringt es mit für die Mitglieder dieses Clubs ungewöhnlichen Problemen: Es gibt keine Schulpflicht, die Frage des Grundeigentums ist ungelöst, die Industrialisierung beschränkt sich auf Inseln im Zentrum, im Süden und im Westen des Landes. Auf dem Papier ist Russ-

land eine Militärmacht, doch es unterliegt im Kampf mit einem Expeditionskorps der westlichen Großmächte auf eigenem Territorium (Krimkrieg 1854/56). In den Jahren 1904–05 wird es als erste europäische („weiße“) Großmacht von asiatischen („gelben“, das heißt japanischen) Truppen nicht nur besiegt, sondern gedemütigt. 1905 und 1906 erlebt das Land eine Revolution, die das Gebäude der Alleinherrschaft, das heißt der durch keine Verfassung eingeschränkten Macht des Zaren, in den Grundfesten erschüttert. Man weiß, das Problem beginnt an der Spitze – das Staatsoberhaupt ist alles andere als unfehlbar, muss sich aber vor niemandem verantworten –, doch der Krebs der Gleichgültigkeit, Korruption, Inkompetenz und Dummheit metastasiert in der gesamten Staatsverwaltung; erst nach dem verlorenen Krieg gegen Japan und der Niederschlagung der Revolution beginnt eine neue Phase intensiver innerer Reformen. Die gute Wirtschaftskonjunktur täuscht kaum jemanden darüber hinweg, dass der Staat ohnmächtig bleibt, das Parlament bloße Fassade ist und die sozialen Spannungen infolge der durch die Industrialisierung bewirkten Transformation eines Teils der ländlichen Gesellschaft in eine städtische zunehmen. Ebenso wächst das Nationalitätenproblem. Nur in einem vergleichsweise kleinen Teil Westrusslands eskalieren die Konflikte zwischen den bis dahin privilegierten Deutsch-Balten, den benachbarten Letten und Esten sowie Litauern, Juden und Ukrainern – nicht nur auf dem Balkan wird die nationale Idee an der Schwelle zum 20. Jahrhundert zur Inspiration für Priester, Pastoren, Popen, Lehrer oder Referendare, die bis dahin als gefügiges Skelett des Imperiums galten; ganz zu schweigen vom polnischen Problem, das Russland sich mit der Ausdehnung bis an die Weichsel im Zuge der Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts eingehandelt hatte.

Ganz anders gestaltet sich die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Das Reich ist – im Gegensatz zu Russland – Imperium und Nationalstaat zugleich. 90 Prozent der Bevölkerung sind Deutsche. Zwischen Ostpreußen und Badenern gibt es große Unterschiede, doch Königsberger und Freiburger sprechen eine Sprache, lesen dieselben Bücher und teilen ähnliche Werte. Sie sind Angehörige einer Nation, die für viele der Inbegriff der Modernität ist. Die deutschen Universitäten gelten als die besten Europas, ebenso die innovativsten Zweige der Industrie, etwa der chemischen, oder die ausgezeichnete Staats- und Kommunalverwaltung. Die Armee, schon immer als preußische Spezialität angesehen, hat ihre letzten Kriege durchweg gewonnen. Schlechter steht es um die Kolonien: Sie erwirtschaften Verluste, vor allem aber sind sie drittrangig, sie verschaffen ihrem Besitzer weder echtes Prestige noch Befriedigung. Die imperialen Ambitionen konzentrieren sich angesichts dessen eher auf den Südosten Eu-

ropas als auf die Überseegebiete. Wichtigstes Projekt ist die Schaffung einer Eisenbahnverbindung nach Bagdad, die Deutschland die wirtschaftliche Expansion auf den Balkan und ins Osmanische Reich bis in den Nahen und Mittleren Osten ermöglichen würde.

In zweierlei Hinsicht ähneln sich Deutschland und Russland. In beiden Staaten erstarkt am Übergang zum 20. Jahrhundert der Nationalismus. Im Deutschen Reich manifestiert er sich in Armee, rechten Parteien, Gewerkschaften, Zeitungen und – vor allem – in der Person Wilhelms II. Der von ihm 1890 abberufene langjährige Reichskanzler Otto von Bismarck war in Europa als überaus geschickter und erfolgreicher Politiker gefürchtet. Seinen Nachfolgern fehlt dieses Charisma. Zudem befasst sich der Kaiser zunehmend selbst mit der Außenpolitik. Fast überall sorgt er als neurotischer Dilettant für Irritationen. Immer wieder provoziert er, beleidigt seine Umgebung und verursacht Krisen. In die Geschichte des modernen Europa geht er als unfähigster Monarch mit realer Wirkmacht ein. Der ab 1894 in Russland regierende Zar Nikolaus II. ist charakterlich das genaue Gegenteil seines Berliner Cousins: Seine Unfähigkeit resultiert aus Schwäche, der russische Nationalismus erblüht ohne größeres Zutun des Herrschers.

Zweitens faszinieren Russland und Deutschland durch ihre Hochkultur, vor allem durch Literatur und Musik, Deutschland zudem durch die bereits erwähnten Universitäten. Als vorbildlich gilt auch die bestens organisierte Vertretung der deutschen Arbeiterklasse: die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD), die bei den Wahlen 1912 mit fast 35 Prozent der Stimmen die größte Reichstagsfraktion stellt, das dichte Netz von Gewerkschaften, Bildungs- und Selbsthilfevereinen und die in Europa (das hieß damals: in der Welt) führenden linken Denker. Aber auch das Deutsche Reich – Russland ohnehin – besitzt längst nicht die *soft power* Großbritanniens oder Frankreichs, der deutsche Lebensstil ist kein nachahmenswertes Modell für andere Völker. Auch im Ersten Weltkrieg erkennen sich kultivierte Menschen – etwa der Bürgermeister einer besetzten Stadt und ihr neuer Kommandant – an ihren Französischkenntnissen.

Zusätzlich abstoßend wirken der sprichwörtliche deutsche Hochmut und die ebenso sprichwörtliche russische Rückständigkeit. Was die Nationalisten in beiden Ländern nur in ihrer Auffassung bestärkt, ihre Staaten würden von der Öffentlichkeit anderer Länder nicht gebührend geachtet.

Am kompliziertesten ist die Lage in Österreich-Ungarn. Die Donaumonarchie wird 1867 zum Doppelstaat mit einem gemeinsamen Herrscher (in Ungarn regiert Franz Joseph als König, im restlichen Teil als Kaiser), gemeinsamer Au-

ßenpolitik und Armee sowie (partiell) einem gemeinsamen Haushalt. Von den 48 Millionen Einwohnern der Doppelmonarchie stellen Deutsch-Österreicher und Ungarn gemeinsam weniger als die Hälfte (44 Prozent, die verschiedenen slawischen Nationen kommen insgesamt auf 47 Prozent). Die übrigen Nationen genießen theoretisch ein konstitutionell verbrieftes Recht auf Selbstbestimmung sowie auf ein eigenes Schul- und Kulturwesen; die Wirklichkeit sieht anders aus, im ungarischen Transleithanien schlechter als im österreichischen Cisleithanien. In den Parlamenten in Wien und Budapest verschlechtert sich die Stimmung: Konflikte eskalieren, Sitzungen werden vertagt, die Rechenschaftspflicht der Regierung gegenüber dem Parlament erweist sich als Fiktion. Die Linke fordert das allgemeine Wahlrecht, das in Cisleithanien 1907 für Männer eingeführt wird. Die Ungarn bleiben beim tradierten Wahlsystem, das die Staatsnation und die besitzenden Klassen – was mehr oder weniger auf dasselbe hinausläuft – begünstigt. Die deutschen Österreicher in Böhmen und Mähren fühlen sich mit der wachsenden tschechischen Nationalbewegung alleingelassen und blicken immer öfter auf das dynamische Deutsche Reich als potenziellen, im Grunde erträumten Beschützer.

Kakanien

Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. So oft man in der Fremde an dieses Land dachte, schwebte vor den Augen die Erinnerung an die weißen, breiten, wohlhabenden Straßen aus der Zeit der Fußmärsche und Extraposten, die es nach allen Richtungen wie Flüsse der Ordnung, wie Bänder aus heilem Soldatenzwillich durchzogen und die Länder mit dem papierweißen Arm der Verwaltung umschlangen. Und was für Länder! Gletscher und Meer, Karst und böhmische Kornfelder gab es dort, Nächte an der Adria, zirpend von Grillenunruhe, und slowakische Dörfer, wo der Rauch aus den Kaminen wie aus aufgestülpten Nasenlöchern stieg und das Dorf zwischen zwei kleinen Hügeln kauerte, als hätte die Erde ein wenig die Lippen geöffnet, um ihr Kind dazwischen zu wärmen. Natürlich rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv. Man ließ hie und da ein Schiff nach Südamerika oder Ostasien fahren; aber nicht zu oft. Man hatte keinen Weltwirtschafts- und Weltmachtehrgeiz; man saß im Mittelpunkt Europas, wo die alten Weltachsen sich schneiden; die Worte Kolonie und Übersee hörte man an wie etwas noch gänzlich

Unerprobtes und Fernes. Man entfaltet Luxus; aber beileibe nicht so überfeinert wie die Franzosen. Man trieb Sport; aber nicht so närrisch wie die Angelsachsen. Man gab Unsummen für das Heer aus; aber doch nur gerade so viel, daß man sicher die zweitschwächste der Großmächte blieb. Auch die Hauptstadt war um einiges kleiner als alle andern größten Städte der Welt, aber doch um ein Erkleckliches größer, als es bloß Großstädte sind. Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas, der man nur einen Fehler nachsagen konnte: sie empfand Genie und geniale Unternehmungssucht an Privatpersonen, die nicht durch hohe Geburt oder einen Staatsauftrag dazu privilegiert waren, als vorlautes Benehmen und Anmaßung. Aber wer ließe sich gerne von Unbefugten dreinreden! Und in Kakanien wurde überdies immer nur ein Genie für einen Lümmel gehalten, aber niemals, wie es anderswo vorkam, schon der Lümmel für ein Genie.

Überhaupt, wie vieles Merkwürdige ließe sich über dieses versunkene Kakanien sagen! Es war zum Beispiel kaiserlich-königlich und war kaiserlich und königlich; eines der beiden Zeichen k. k. oder k. u. k. trug dort jede Sache und Person, aber es bedurfte trotzdem einer Geheimwissenschaft, um immer sicher unterscheiden zu können, welche Einrichtungen und Menschen k. k. und welche k. u. k. zu rufen waren. Es nannte sich schriftlich Österreichisch-Ungarische Monarchie und ließ sich mündlich Österreich rufen; mit einem Namen also, den es mit feierlichem Staatsschwur abgelegt hatte, aber in allen Gefühlsangelegenheiten beibehielt, zum Zeichen, daß Gefühle ebenso wichtig sind wie Staatsrecht und Vorschriften nicht den wirklichen Lebensernst bedeuten. Es war nach seiner Verfassung liberal, aber es wurde klerikal regiert. Es wurde klerikal regiert, aber man lebte freisinnig. Vor dem Gesetz waren alle Bürger gleich, aber nicht alle waren eben Bürger. Man hatte ein Parlament, welches so gewaltigen Gebrauch von seiner Freiheit machte, daß man es gewöhnlich geschlossen hielt; aber man hatte auch einen Notstandsparagraphen, mit dessen Hilfe man ohne das Parlament auskam, und jedesmal, wenn alles sich schon über den Absolutismus freute, ordnete die Krone an, daß nun doch wieder parlamentarisch regiert werden müsse. Solcher Geschehnisse gab es viele in diesem Staat, und zu ihnen gehörten auch jene nationalen Kämpfe, die mit Recht die Neugierde Europas auf sich zogen und heute ganz falsch dargestellt werden. Sie waren so heftig, daß ihretwegen die Staatsmaschine mehrmals im Jahr stockte und stillstand, aber in den Zwischenzeiten und Staatspausen kam man ausgezeichnet miteinander aus und

tat, als ob nichts gewesen wäre. Und es war auch nichts Wirkliches gewesen. Es hatte sich bloß die Abneigung jedes Menschen gegen die Bestrebungen jedes andern Menschen, in der wir heute alle einig sind, in diesem Staat schon früh, und man kann sagen, zu einem sublimierten Zeremoniell ausgebildet, das noch große Folgen hätte haben können, wenn seine Entwicklung nicht durch eine Katastrophe vor der Zeit unterbrochen worden wäre.

Denn nicht nur die Abneigung gegen den Mitbürger war dort bis zum Gemeinschaftsgefühl gesteigert, sondern es nahm auch das Mißtrauen gegen die eigene Person und deren Schicksal den Charakter tiefer Selbstgewißheit an. Man handelte in diesem Land – und mitunter bis zu den höchsten Graden der Leidenschaft und ihren Folgen – immer anders, als man dachte, oder dachte anders, als man handelte. Unkundige Beobachter haben das für Liebenswürdigkeit oder gar für Schwäche des ihrer Meinung nach österreichischen Charakters gehalten. Aber das war falsch; und es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geografischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit andern Bächlein eine andre Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun andern Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit andern Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte. Dieser, wie man zugeben muß, schwer zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England, weil das, was sich von ihm abhebt, andre Farbe und Form hat, und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darinsteht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt. Soweit das nun überhaupt allen Augen sichtbar werden kann, war es in Kakanien geschehen, und darin war Kakanien, ohne daß die Welt es schon wußte, der fortgeschrittenste Staat; es war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von dem

Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg. Es ist passiert, sagte man dort, wenn andre Leute anderswo glaubten, es sei wunder was geschehen; das war ein eigenartiges, nirgendwo sonst im Deutschen oder einer andern Sprache vorkommendes Wort, in dessen Hauch Tatsachen und Schicksalsschläge so leicht wurden wie Flaumfedern und Gedanken. Ja, es war, trotz vielem, was dagegen spricht, Kakanien vielleicht doch ein Land für Genies; und wahrscheinlich ist es daran auch zugrunde gegangen.¹

Die einzelnen Länder der Monarchie entwickeln sich unterschiedlich schnell. Beide Hauptstädte gehören zu den modernsten Städten Europas. In Budapest entsteht der erste U-Bahn-Abschnitt 1896, in Wien zwei Jahre später. Böhmen und Mähren können sich mit den am besten entwickelten Regionen Westeuropas messen, während Galizien und die Bukowina ihren östlichen bzw. südöstlichen Nachbarn näher als der Moderne waren.

Der unterschiedliche Entwicklungsstand der einzelnen Regionen hat aber nur geringen Einfluss auf die Stimmungen, die Loyalität gegenüber der Monarchie und das Nationalbewusstsein. In Österreich-Ungarn sind alle Volksgruppen mehr oder weniger unzufrieden. Die Bürger denken zunehmend in nationalen Kategorien und wollen nicht mehr in Gemeinschaft mit ihren anderssprachigen Nachbarn leben. Hannah Arendt wird später schreiben, es sei „dem völkischen Nationalismus eigen, darauf zu bestehen, dass das eigene Volk von ‚einer Welt von Feinden umgeben‘, in einer Situation des ‚einer gegen alle‘ sich befindet, und dass es infolgedessen nur einen Unterschied in der Welt gibt, der zählt, den Unterschied zwischen einem selbst und allen anderen“.² Vorerst jedoch verläuft die Ethnisierung der Beziehungen innerhalb der Monarchie gewaltfrei, der Staat mag zwar weniger farbig als von Musil beschrieben funktionieren, verwaltet das Vielvölkerreich dennoch halbwegs erfolgreich. Sein Symbol ist Kaiser Franz Joseph I., seit 1867 auch König von Ungarn. Fast niemand erinnert sich an einen anderen Monarchen. Der Glaube an einen gerechten, aus der Ferne regierenden und weit über allen Konflikten und Auseinandersetzungen zwischen Politikern oder Studenten stehenden Herrscher macht Hoffnung: Wenn der Kaiser seit Jahrzehnten Frieden und eine gewisse Stabilität garantiert, dann wird die Monarchie wohl auch die zahlreichen Wirren und Krisen in der europäischen Politik am Beginn des 20. Jahrhunderts überstehen.

Imperien wären keine Imperien, wenn sie nicht nach Hegemonie strebten. Die geringsten Chancen in diesem Wettstreit hat Russland, das trotz immenser Fortschritte die schwächste Position behält. Im Fernen Osten hat es verloren, in

Mittelasien kann es Großbritannien nicht mehr herausfordern. Sein schwächster Rivale ist das Osmanische Reich. Petersburg fördert die Zerstückelung des europäischen Vorgeländes der Osmanen. Es schließt Bündnisse mit den Balkanstaaten. Die wichtigste Rolle spielen die engen Beziehungen zu Bulgarien und Serbien, das 1903 aus dem österreichisch-ungarischen ins russische Lager wechselte und als Schutzmacht der Südslawen und der Orthodoxie die russische Balkanpolitik stützte.

Die Verbindung zwischen Petersburg und Belgrad irritiert die Politiker der Habsburgermonarchie in höchstem Maß. Erstens bedroht Serbien als Sachwalter einer Vereinigung der Südslawen die südlichen Grenzgebiete Österreich-Ungarns, wo Kroaten, Slowenen, Bosnier und Serben leben. Zweitens findet das Bündnis zwischen Belgrad und Petersburg seine Fortsetzung in der sogenannten Entente, dem Bündnis zwischen Russland, Frankreich und Großbritannien. Die k. u. k. Militärs sehen in den Beziehungen des Zarenreichs zu Serbien eine existenzielle Bedrohung für die Monarchie und drängen auf rasche Klärung der Situation: Der einflussreiche Stabschef Franz Conrad von Hötzendorf fordert ab 1906 einen Krieg gegen Serbien. Allein 1913, so die Zählung von Historikern, plädiert von Hötzendorf fünfundzwanzigmal für einen Angriff auf Belgrad. Im Mai 1914 erneuert er den Vorschlag. Der Kaiser und die Politik hören nicht auf den Feldmarschall. Vorerst.

Die Friedjung-Affäre

Als sich Österreich-Ungarn 1908 zur Annexion Bosniens und der Herzegowina entschloss, stand Europa am Rande eines Krieges. Zwar war die Region schon seit 1878 von k. u. k. Truppen besetzt, doch nach dem Übertritt Serbiens in die russische Einflussosphäre war die formelle Eingliederung der Provinz eine politische Manifestation. Russland betrachtete die Annexion als feindlichen Akt und Eingriff in seine Interessen auf dem Balkan. Letztlich lenkte das Zarenreich ein, doch die zuvor freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Großmächten waren dauerhaft getrübt. Unterdessen wuchs der Petersburger Einfluss in Belgrad, was wenige Jahre später zur Bildung einer antitürkischen Koalition führte.

Die formale Annexion einer Provinz, in der das österreichisch-ungarische Finanzministerium ohnehin seit mehr als drei Jahrzehnten eine souveräne Politik ausübte, hätte durchaus dezenter vollzogen werden können. Eine Eskalation der Lage lag aber im Interesse des k. u. k. Außenministers Alois Lexa von Aehrenthal, dem Hauptverantwortlichen für die sogenannte Bosnienkrise.

Von Aehrenthal war entschiedener Befürworter einer aggressiven imperialen Politik. Zu seiner Überraschung fand die Annexion nicht die Zustimmung der westeuropäischen Öffentlichkeit. Daher hielt von Aehrenthal es für notwendig, diesen Schritt nachträglich zu legitimieren.

Sein Plan schien perfekt, doch er endete für Österreich-Ungarn in einer Blamage. 1909 stellte man ein gutes Dutzend serbischer Politiker aus Kroatien unter dem Vorwurf des Hochverrats vor Gericht, weil sie sich als serbische Agenten gegen die Monarchie verschworen haben sollen. Der Prozess sollte nicht nur Aehrenthals aggressive Politik rechtfertigen, er lag auch im Interesse der Ungarn, die die kroatische Autonomie abschaffen wollten. Allerdings waren die vorgelegten Beweise für den angeblichen Verrat höchst zweifelhaft. Der Brite Robert W. Seton-Watson, der die Verhandlung in Zagreb verfolgte, schrieb in einem Bericht für die „Morning Post“: „Der Prozess ist eine Parodie der Gerechtigkeit, inspiriert und geleitet von etwas, das man nach englischem Sprachgebrauch als Despotie bezeichnen muss.“³ In einem Brief an den späteren „Times“-Chefredakteur Henry Wickham Steed ergänzte er, die für diesen Schauprozess ausgewählten Richter machten den Eindruck, als kämen sie selbst frisch aus der Strafkolonie. Seton-Watson war nicht der Einzige, der so dachte, also gelangte Aehrenthal zu dem Schluss, es sei Zeit für neue Belastungsbeweise.

In diesem Moment betrat der in Mähren in einer jüdischen Familie zur Welt gekommene Historiker und Publizist Heinrich Friedjung die Bühne der großen Politik: Ein Pionier der politischen Zeitgeschichte, zugleich deutscher Nationalist.

Sein Ziel war es, zum Anführer der Deutsch-Österreicher zu werden. Mit Aehrenthal verbanden ihn gemeinsame politische Ansichten und eine mehrjährige Zusammenarbeit. Im Herbst 1909 veröffentlichte Friedjung in der liberalen „Neuen Freien Presse“ einen Artikel, der sich auf Dokumente berief, die angeblich der k. u. k. Botschaft in Belgrad zugespielt worden waren. Diese Papiere sollten belegen, dass Serbien einen bewaffneten Überfall auf die Donaumonarchie plane und Politiker der kroatisch-serbischen Koalition bezahle. Wie sich bald herausstellte, war das Material gefälscht. Ende 1909 verklagten mehrere kroatische Politiker Friedjung wegen Verleumdung. Im Wiener Reichsrat ließ Tomáš Garrigue Masaryk kein gutes Haar an den Machenschaften des Außenministers.

Die Affäre endete mit der Bloßstellung Friedjungs und der österreichisch-ungarischen Behörden. Psychologisch reichten die Folgen sehr viel weiter. Erstens geriet der Rechtsstaat, für den man Österreich-Ungarn bis dahin zu Recht

gehalten hatte, unter dem Einfluss des Großmachtstrebens einiger Politiker ins Wanken. Zweitens trieb die hysterische Reaktion der Obrigkeit auf die bis dahin absolut loyale Zusammenarbeit serbischer, kroatischer und slowenischer Politiker innerhalb der Monarchie diese tatsächlich in die Arme Serbiens. Drittens stellte die Friedjung-Affäre Österreich-Ungarns Fähigkeit zur Befriedung der Konflikte zwischen den zerstrittenen Völkern Ostmitteleuropas und des Balkans infrage.

Der Dauerkonflikt zwischen Wien und Petersburg um Serbien hat ein Pendant im Norden. In Galizien regieren die Polen. Die überwältigende Mehrheit von ihnen fühlt sich der Monarchie verbunden, errichtet aber fleißig nationale Institutionen, hilft Emigranten aus dem Königreich Polen und organisiert die Jugend in paramilitärischen Verbänden. Anders die Ukrainer, damals meist Ruthenen genannt: Auch sie gründen Verbände und Institutionen, auch sie sind mehrheitlich prohabsburgisch, aber es gibt auch eine aktive prorussische („moskalophile“) Minderheit. Der Unterschied zwischen politisch aktiven Polen und Ukrainern besteht darin, dass die Polen eigene Behörden, Eliten und ein klares nationales Identitätsgefühl besitzen. Die Ukrainer organisieren sich von der Basis her, ihre Eliten sind schwach; manche ukrainische Intellektuelle glauben an die Entstehung einer der Monarchie verbundenen ukrainischen Nation, andere betrachten die Ruthenen als Teil der großen russischen Nation. Petersburg beschuldigt Wien der Unterstützung der Polen und der „nationalen“ Ukrainer, Wien wirft Petersburg vor, die „Moskalophilen“ aufzuwiegeln. Es gibt unzählige politische Prozesse und noch mehr Pressedebatten.

Serbien ist ungleich wichtiger als Galizien. Über das südliche Grenzgebiet Österreich-Ungarns berichtet die europäische Presse ab 1903 fast ununterbrochen, nicht nur Conrad von Hötzendorf sieht hier die Keimzelle eines künftigen Krieges. Es liegt auf der Hand, dass eine auf diese Region begrenzte Auseinandersetzung zwischen Wien und Belgrad nur eines – und die eindeutig am wenigsten bedrohliche – von mehreren denkbaren Szenarien wäre. Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich sind seit 1879 Verbündete. 1882 tritt Italien – ein unsicherer, unzuverlässiger Partner – der Allianz bei, die seitdem Dreibund heißt. Frankreich und Großbritannien legen 1904 ihre Kolonialstreitigkeiten bei (Entente cordiale), 1907 stößt (das bis dahin nur mit Frankreich verbündete) Russland, der Fürsprecher Serbiens, zu dem entstehenden Bündnis hinzu. Nach dem Scheitern in Fernost 1904–05 kann sich Petersburg eines ganz gewiss nicht leisten: eine Demütigung in den Augen Europas.

Jedes der Imperien ist anders auf einen Krieg vorbereitet. Russland, das seine Grenzen kennt, hat in den Vorjahren mit 30 Prozent seines Haushalts proportional am stärksten in seine Streitkräfte investiert. Innerhalb weniger Jahre sind die Militärausgaben um gut 40 Prozent angestiegen, das Budget der Kriegsmarine hat sich verdreifacht und liegt über dem deutschen; 1917 sollen die Bodenstreitkräfte dreimal so stark wie das Heer des westlichen Nachbarn sein.

Doch all das genügt nicht: Die Armee lehrt die Bauern nicht schreiben, sie errichtet keine effiziente Rüstungsindustrie und gleicht den strukturellen Rückstand des Zarenreichs nicht aus.

Seit Langem weiß man, dass im modernen Krieg die Eisenbahn eine entscheidende Rolle spielt. Im Oktober 1850, als in den österreichisch-preußischen Beziehungen eine Krise eintrat, transportierte das Habsburgerreich in nicht ganz vier Wochen 75 000 Soldaten und 8 000 Pferde an seine Nordgrenze. Preußen gab nach. Sechzehn Jahre später brauchte es nur drei Wochen, um fast 200 000 Soldaten und 55 000 Pferde an die Front zu bringen. Diesmal verlor Österreich. Vier Jahre später vermochten die Franzosen ihr modernes Eisenbahnnetz nicht richtig zu nutzen: Am dreiundzwanzigsten Tag der Mobilmachung standen 270 000 Soldaten unter Waffen, während die Deutschen im selben Zeitraum 460 000 Mann mobilisieren konnten. Alle Generalstäbe studieren die Kriege der Jahre 1866 und 1870. Alle gelangen zur selben Schlussfolgerung: Ohne ein dichtes und leistungsfähiges Schienennetz ist in Zukunft kein Krieg mehr zu gewinnen.

In den darauffolgenden Jahrzehnten erweitert das Deutsche Reich sein Schienennetz mit aller Macht. Das Land Preußen wird zum größten Arbeitgeber Deutschlands; kurz vor Kriegsbeginn sind rund 700 000 Menschen bei der Bahn beschäftigt. Russland hat das dünnste Eisenbahnnetz. An der Grenze zu Österreich-Ungarn und Deutschland, also im Vergleich mit den Nachbarn, werden die Unterschiede deutlich: Auf einen Einwohner des Königreichs Polen kommen 25 Gleismeter, auf einen Galizier kommt das Doppelte und auf einen Bewohner der Ostprovinzen des Deutschen Reiches das Sechsfache.⁴ Auch Österreich-Ungarn ist weit von dem Rüstungsniveau entfernt, das die Armee seit Jahren fordert. Das Schienennetz an den Grenzen zu Serbien und Russland ist ausreichend. Doch auf eines ist die Monarchie nicht vorbereitet: Auf eine schnelle, maximale Anstrengung an beiden Fronten zugleich. Obwohl man weiß, dass Russland Serbien zu Hilfe kommen wird, ist dies das ungünstigste Szenario. In einem solchen Fall wäre Wien von Beginn der Kriegshandlungen zu einer engen Zusammenarbeit mit Berlin gezwungen – es kann keinen Zweifrontenkrieg führen, sofern Deutschland nicht einen Teil der russischen Kräfte bindet. Und nur das Deutsche Reich

ist im Osten wirklich bereit für einen Krieg. Der Chef der Obersten Heeresleitung, Helmuth von Moltke, fürchtet allerdings, dass Deutschland seine Übermacht bald verlieren könnte. Gegenüber dem Außenminister plädiert er im Mai 1914 für einen Präventivkrieg – jetzt oder nie. „Später“ könnte seiner Auffassung nach „zu spät“ bedeuten. Nach dem Anlaufen des russischen Rüstungsprogramms würde Deutschland bis 1917 im Osten alle Trümpfe verlieren, die es nun noch erlauben, Russland als zweitrangigen Gegner zu betrachten.

Bis heute hält sich die Auffassung, die Entscheidungsträger in Uniform hätten komplett versagt. Tatsächlich versprechen viele von ihnen den Politikern und der Öffentlichkeit einen kurzen und siegreichen Krieg. Ob aus mangelnder Vorstellungskraft oder mangelnder Kompetenz, ist schwer zu sagen. In den Militärakademien lehrt man die Vorbereitung eines bewaffneten Konflikts an Beispielen aus dem 19. Jahrhundert; insofern kann man den späteren Stabsoffizieren schwerlich vorwerfen, dass sie in Kategorien des Krimkriegs oder des Preußisch-Französischen Kriegs von 1870 denken. Man baut weiterhin immer größere und dichter mit Artillerie bestückte Festungsanlagen, die sich 1914 im Osten wie im Westen gleichermaßen als untauglich erweisen. Am künftigen Nordabschnitt der Ostfront errichten die Russen mächtige Befestigungsanlagen in Ossowiec (Ossowitz), Modlin (Nowogeorgiewsk), Dęblin (Iwangorod) und Kowno. Die Deutschen befestigen mit hohem Aufwand die Vorstädte von Königsberg. Die Österreicher bauen die uneinnehmbare Festung Przemyśl, auch Krakau wird durch einen breiten Streifen von Forts und Bunkern gesichert.

Manche Generäle haben Bedenken, nicht nur wegen der Hunderttausenden Tonnen von Zement und Stahl, die zum Ausbau der Festungen benötigt werden. Die Armee verfügt über fantastische Mittel, den Feind zu töten; das schwere Maschinengewehr war nur das modernste. Doch der Feind verfügt über das gleiche Arsenal. Eine europäische Großmacht kann Millionen Reservisten zu den Waffen rufen; doch, weil die allgemeine Wehrpflicht überall eingeführt wurde, würden Millionen gegen Millionen stehen. Und schließlich: Jeder Staat hat mächtige Verbündete. Jeder.

Trotz dieser Zweifel schmieden die Generäle Pläne für den künftigen Krieg. Dass die Eisenbahn eine zentrale Rolle spielen wird, wissen alle, doch auf die Investitionen ins Gleisnetz haben sie nur begrenzten Einfluss. Also fordern sie überall mehr Geld und eine Verlängerung des Wehrdienstes. Im letzten großen Krieg, also im Konflikt zwischen Japan und Russland 1904–05, mangelte es den Russen (neben vielem anderen) an Artilleriemunition – sie waren auf Importe angewiesen, weil die heimischen Fabriken die wachsende Nachfrage nicht be-

dienen konnten. Die Generalstäbe kalkulieren also mit einem vielfach höheren Bedarf an Munition und lassen riesige Depots zu ihrer Aufbewahrung errichten. Österreich-Ungarn und Russland stationieren einen großen Teil ihrer Artillerie samt Munitionsvorräten in ihren Festungen. Als Deutschland 1915 ohne größere Anstrengung Kowno und Nowogeorgiewsk erobert, erbeutet es 3000 Geschütze und 2000000 Artilleriegranaten; die russische Rüstungsindustrie produziert im Jahr zuvor gerade einmal 285 Geschütze und 660000 Granaten.⁵

Im Deutschen Reich bringt die Regierung im Sommer 1913 gegen den Widerstand der SPD, das heißt der größten Reichstagsfraktion, einen Gesetzesentwurf durchs Parlament, mit dem die Friedensstärke des Heeres von 754000 auf 890000 Soldaten (1,3 Prozent der Bevölkerung) heraufgesetzt wird. Ausländische Beobachter sehen sich in ihrer Sorge vor dem für Europa bedrohlichen „preußischen Militarismus“ bestätigt. Allerdings beträgt der Anteil der unter Waffen stehenden Männer in Frankreich zur selben Zeit 2,3 Prozent (in Russland und Österreich-Ungarn schwankt er zwischen 0,8 und 0,85 Prozent). Frankreich und Russland geben ca. fünf Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts für das Militär aus, Deutschland knapp vier Prozent, Österreich-Ungarn etwas mehr als drei Prozent.

Keiner der von den imperialen Generalstäben entwickelten Pläne überdauert die ersten Kampfwochen im August 1914. Denn kein General oder Feldmarschall will öffentlich zugeben, dass er Helmuth von Moltkes schon im Mai 1890 geäußerte Befürchtungen teilt. Der legendäre Architekt der schnellen und siegreichen Feldzüge gegen Österreich und Frankreich hatte mit seiner letzten Rede im Reichstag die Abgeordneten in Erstaunen versetzt:

Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns, – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg, und einen solchen mit allen seinen unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören, dazu wird eine irgend besonnene Regierung sich sehr schwer entschließen. [...] Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und ist sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten [...]. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert.⁶

Helmuth von Moltke dem Älteren verzieh man angesichts seines Alters den Anflug von Pessimismus, der ganz und gar nicht dem Zeitgeist entsprach. Anderen hätte man solch defätistische Äußerungen nicht durchgehen lassen. Helmuth